

Die Kunst, Kamerad zu sein

Autor(en): **Alber, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-711222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kunst, Kamerad zu sein

Von Jakob Alber.

Was bedeutet Kamerad oder Kameradschaft? —

Seien wir aufrichtig und geben wir zu, daß es nur wenige Menschen sind, die den Sinn «Kameradschaft» wirklich verstehen.

Man redet, schreibt und heuchelt viel davon. Es wird geglaubt, Kameradschaft bedeute nichts anderes, als reibungsloses Zusammenleben. Dies ist aber keine Kameradschaft, sondern im besten Falle Freundschaft. Wahre Kameradschaft zu pflegen, lieber Leser, ist eine Kunst, eine richtige Lebenskunst.

Das beste Vorbild ist die Ehe. Wo sich zwei Menschen zum Lebensbunde vereinen, sind doch bestimmte Gründe vorhanden, die sie zu diesem Schritte bewegen. Meist ist's die Liebe. Aber nur diejenigen zwei Menschen können in der Ehe wahrhaft glücklich sein, deren Liebe vom starken Willen beseelt ist, Freud und Leid in allen Lebenslagen miteinander zu teilen.

Das ist wahre Kameradschaft, Kameradschaft fürs Leben. Sie gleicht der selbverbundenen Kameradschaft dreier Bergfreunde, die auf Wohl oder Verderb am gleichen Seil einen gefährlichen Gletscher überqueren.

Genau diesen Maßstab sollten wir auch dort anlegen, wo sich Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenschließen und von Kameradschaft gesprochen, ja wo sie sogar verlangt wird.

Haben wir nicht schon manchmal gelesen oder selbst ausgesprochen, die Kameradschaft in dieser oder jener Truppe sei ausgezeichnet? —

Wir haben darunter einfach die Eintracht jener Leute verstanden. Können wir von Menschen behaupten, sie wären gute Kameraden, deren Gesinnung und Einstellung wir gar nicht kennen? — Nein, es sei denn, wir hätten sie kennen gelernt!

Kameradschaft ist keine Sache der allgemeinen oder höheren Bildung; sie ist ausschließlich eine Angelegenheit des Herzens. Wer Militärdienst leistet, weiß, daß ein Bauernknecht

oder Handlanger ein viel wertvollerer Kamerad sein kann, als ein Beamter oder Akademiker. Wahre Kameradschaft heißt eben: die Sorgen und Nöte des andern verstehen und ihm so gut als möglich darüber hinwegzuhelfen.

Das größte Hindernis zur Kameradschaft sind wir uns selbst. Unser eigenes Ich, unser eigener Vorteil, unsere eigenen Interessen lassen es vielfach gar nicht zu, Mitmenschen einen Dienst oder einen Gefallen zu erweisen. Und wie manchmal würden wir dabei viel Anerkennung, Sympathie und innere Genugtuung ernten? Wie manchmal würden wir uns selbst hundertmal mehr nützen, als wenn wir auf unsern eigenen, kleinsten Interessen beharrten? —

Richtige Kameradschaft ist die Gegnerin des menschlichen Egoismus. Und Egoisten sind nicht beliebt. Das wissen wir aus eigener Erfahrung. Immer, wenn sich der Mensch zum aufrichtigen Kameraden durchgerungen hat, wird er von seinen Mitmenschen geschätzt und bestimmt auch gute Kameraden finden. Er hat trotz Enttäuschungen und Bitternis nichts zu verlieren, sondern für sein Leben nur zu gewinnen.

Mancher wird vielleicht beim Lesen dieser Zeilen den Kopf schütteln und sich fragen, weshalb gerade dem Mitmenschen geholfen sein sollte und ihm selbst nicht. Hier eine Frage:

Kann man Hilfe erwarten, wenn man selbst nicht bereit ist, Hilfe zu leisten?

Kann man einen Lohn erwarten, ohne dafür gearbeitet zu haben?

Nun wissen wir, lieber Leser, daß alles auf Gegenseitigkeit beruht. Keiner darf mehr vom Leben erwarten, als er selbst zu geben bereit ist.

Die Kunst der echten Kameradschaft ist das *Geben*. Und wer gibt, wird auch bekommen. Drum sei in allen Lebenslagen mehr als ein Freund — ein guter Kamerad!

Schleier der Vergessenheit über alles, was gewesen ist. Nun bin ich nichts mehr als einer von vielen, die einem unbekanntem Schicksal entgegengehen. Was wird meine Zukunft sein? Ich will nicht nachdenken. Was hinter mir liegt soll tot sein. Ich habe die Vergangenheit abgeschüttelt wie ein lästiges Kleidungsstück. Ich bereue den Schritt nicht, den ich getan. Wird er mein Glück oder mein Unglück sein? Die Zukunft wird es lehren. Ich mußte ihn tun, wenn ich nicht den verhaßten Weg gehen wollte, den mir mein unerbittlicher Vater vorgeschrieben.

Nun bin ich wirklicher Fremdenlegionär geworden mit vielen anderen, die gleich mir diesen Weg genommen. Die Legion ist die Flucht aller, die vom Leben aus der Bahn geworfen wurden. Sie ist die Heimat jener Männer, die aus eigener oder fremder Schuld abgeirrt sind von der geraden Bahn des braven, bürgerlichen Daseins. So sagte mir der alte Legionär, ein Schweizer wie ich, der herbeigekommen war, um zu sehen, ob unter den «Neuen» ein Landsmann sei.

Er ist ein Mann, dessen Alter sich nicht feststellen läßt. Er stammt aus dem Rheintal, wo er den Beruf eines Schmiedes ausgeübt. Daneben war er ein leidenschaftlicher Schmuggler. Eines Nachts geriet er in eine Zollpatrouille. Da machte er von der Waffe Gebrauch. Ein Schuß, von dem er nicht weiß, ob er getroffen hat oder nicht, war die Schuld, daß er auf Umwegen über Oesterreich und Deutschland nach Frankreich floh. Die Ungewißheit, vielleicht einen Menschen getötet zu haben und die Angst vor den gesetzlichen Folgen trieben ihn in die Legion. Heute hat er nun für die dritten fünf Jahre unterschrieben. Er könne nicht mehr zurück, erklärte er mir. Er würde sich im bürgerlichen Leben nicht mehr zurechtfinden.

Soeben habe ich meine Zivilkleider verkauft, an einen der Händler, die hier wie die Hyänen um einen Kadaver um die neuingerückten Legionäre herumschleichen, um für ein Trinkgeld deren letzte Habseligkeiten zu erwerben, für welche die Legion keinen Platz mehr hat. Ich habe vom mageren Erlös meinem Landsmann aus dem Rheintal zwei Franken gegeben. Sein Gesicht leuchtete auf dabei. Nun sitzt er drüben in der

Kantine, sie in Wein zu verwandeln. Der Pinard, wie sie hier den Wein nennen, ist fast der einzige Tröster der Legionäre. Möge er dem armen Teufel wohl tun.

Um mich herum stehen die «Neuen», die gleich mir heute eingerückt sind und nun hinausstarren auf das weite, blaue Meer, hinter dem Afrika, das Land unserer Zukunft liegt. Mancher von ihnen sieht es gleich mir zum erstenmal in seinem Leben. Unermüdet schlagen die Wellen an die altersgrauen Mauern unseres Forts und die scheidende Sonne schmückt sie mit goldenen Kämmen.

Seltsam komme ich mir vor in der neuen Uniform, die mir heute bei der Fassung von den brüllenden und schreienden Unteroffizieren zugeworfen wurde mit vielen anderen Gegenständen, von deren Gebrauch ich noch keine Ahnung habe. Mein Schweizer Gewährsmann hat mich darauf aufmerksam gemacht, zu den gefaßten Gegenständen größte Sorge zu tragen. Es werde alles nur mögliche gestohlen, das augenblicklich in die Hände der Juden wandere, um aus den erlösten Rappen Pinard zu kaufen. Wehe aber dem Legionär, der bei einer Inspektion etwas nicht hat. Er wird hart bestraft.

Wir werden bald nach Afrika abgeschoben, hat mir ein anderer gegen ein paar Zigaretten verraten. Die Ausbildung erfolge nicht hier, sondern in Sidi Bel Abbes, um uns an das afrikanische Klima zu gewöhnen. Dort werden uns die Augen aufgehen. Es sei sicher keiner, der es nicht tief bereut habe, in die Legion gegangen zu sein. Besonders die Schweizer und Deutschen seien meistens schlimm daran, denn sie litten an Heimweh ... Ich aber werde bestimmt nicht an Heimweh leiden. Die Heimat hat mir nichts beschert, daß mir Freude gemacht hätte, nichts als Widerwärtigkeiten hat sie mir in den Weg gelegt. Weshalb sollte ich mich nach ihr sehnen? Nein ich freue mich. Endlich bin ich frei von dem unerträglichen Zwang, den mir mein Vater auferlegte, die Legion ist für mich Freiheit. Endlich habe ich fremde Luft in der Nase. Ich brenne darauf, Afrika zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)